

Bodie Thoene

*Das Tor
nach Zion*


Francke

Prolog: Jerusalem 70 n. Chr.

Von Zehntausenden römischen Lagerfeuern bedeckt, blinkten die Hänge des Skopusberges wie der Sternenhimmel. Dunkler Qualm stieg langsam gen Himmel und hüllte den blutroten Mond in einen bedrohlich wirkenden Nebel.

Im Tempelhof herrschte eine unnatürliche Stille, die nur dann und wann von einem schmerzerfüllten Schrei durchbrochen wurde, wenn eine Mutter entdecken musste, dass ihr Kind im Schlaf gestorben war, oder wenn ein Sohn in der Dunkelheit nach seinem ausgemergelten Vater tastete und nur noch einen kalten Leichnam vorfand. Das Stöhnen der Menschen, die von Albträumen gequält wurden, aus denen sie nie wieder erwachen würden, ließ die Stille noch vollkommener erscheinen.

Eli Bar-Jehuda lehnte mit dem Rücken an einer Säule in der Halle Salomos und blickte unverwandt über den Vorhof der Heiden. Um ihn herum lagen die letzten Verteidiger Jerusalems, all die, die das Glück gehabt hatten, sich in den Tempel retten zu können, als die ersten römischen Legionäre die Mauer zur Oberstadt durchbrachen. Aber dadurch hatten sie im besten Falle einen Aufschub ihres unausweichlichen Todes erreicht, dachte Eli bitter und legte die Hand auf seinen vor Hunger schmerzenden Leib.

Vielleicht wäre es einfacher gewesen, einen schnellen Tod durch das Schwert zu erleiden als dieses grausam langsame Sterben durch den Hunger. Aber die Römer, erinnerte sich Eli, hatten es nicht eilig gehabt, sie zu verfolgen oder gar die Tore des Tempels zu stürmen. Während sie im Angesicht der ausgemergelten Juden genüsslich die Schafe jüdischer Schäfer über ihren Feuern rösteten, hatte der Hunger die Schlacht für sie gewonnen. Und die

Verteidiger, die auch hinter diesen heiligen Mauern noch nicht Hungers gestorben waren, würden leicht zu überwältigen sein, wenn die Rammböcke die letzten Tore durchbrochen hatten.

Eli presste verzweifelt den langen eisernen Schlüssel an sich, mit dem er vor beinahe zwei Wochen die sieben Tore des Tempels verschlossen hatte. Er wusste nur zu gut, dass es keinen Schlüssel gab, mit dem man die Eroberer aussperren konnte. Seit der Verriegelung der Tore war es nicht mehr möglich gewesen, das tägliche Opfer zu vollziehen, denn es gab keine Tiere mehr, die man dem Gott Israels auf dem Altar hätte darbringen können. Nun lag nur noch sein Volk Israel selbst, gebrochen und blutend, zu seinen Füßen.

»Gott, mein Gott, warum hast du uns verlassen?«, flüsterte Eli mit bebender Stimme. »Morgen wird dein Allerheiligstes entweiht. Wie kannst du das zulassen?«

Doch nur das Stöhnen der Hungernden antwortete ihm. Er liebte den Schlüssel, für den er beinahe zehn Jahre lang verantwortlich gewesen war. Morgen Abend würde er sich in den Händen von Männern befinden, die keinerlei Ehrfurcht vor den Schätzen empfanden, die er verschloss.

Eli stand auf und stützte sich schwerfällig an einer Säule ab. Ihm war, als drehe sich der ganze Tempel um ihn. Er rieb sich die Augen und wankte dann, bemüht, nicht auf die Körper der Schlafenden und Toten zu treten, in Richtung der Treppe, die zum höchsten Punkt der Tempelmauer führte. Stufe für Stufe zwang er sich die kalte Steintreppe hinauf und musste zwischendurch wohl ein Dutzend Mal erschöpft anhalten, um wieder zu Atem zu kommen.

»Wer da?«, fragte eine barsche Stimme, als er sich dem obersten Teil der Mauer näherte.

»Eli Bar-Jehuda, der Verwalter des Schlüssels«, erwiderte er keuchend.

»Was willst du?«, fragte die barsche Stimme. »Dein Schlüssel wird uns jetzt auch nicht helfen.«

Eli setzte sich schwerfällig auf die Zinnen und blickte in schweiger Verzweiflung auf das Bild der Vernichtung, das sich unter ihm auftat, auf die Kreuze, die die Straße zum Eingangstor des Tempels säumten, eine endlose Zahl, die seine Augen nicht zu fassen vermochten. »Gott hat uns verlassen!«, rief er schließlich mit erstickter Stimme.

»Jeden Tag, den wir hinter diesen Mauern aushalten, kreuzigen diese römischen Schweine eintausend Angehörige unseres Volkes«, brummte der zelotische Wachtposten voller Ingrim. »Bald wird es niemanden mehr in Israel geben, den sie ermorden, den sie beherrschen können. Und wer soll dann deine kostbaren Tempeltore schließen, Schlüsselverwalter?«, fragte er höhnisch.

Bei diesen Worten wurde Eli von Verzweiflung ergriffen und er schrie so schmerzlich auf, als sei ihm der eigene Vater ohne ein Wort des Trostes oder des Abschieds gestorben. Sein Schrei schallte durch das Kidrontal und verhallte schließlich zwischen den Kreuzen, die die Stadt wie ein dichter Wald umgaben.

Plötzlich sprang er, den Schlüssel hoch emporhaltend, taumelnd auf und rief mit versagender Stimme: »Oh, Gott! Alles ist verloren. Alles zu Ende.« Dann warf er unter den erstaunten Blicken des Zeloten den geliebten Schlüssel weit fort und rief: »Von nun an, Allmächtiger, mögest *du* der Wächter des Schlüssels sein, so lange, bis dein Volk für immer nach Zion zurückkehrt!«

1. Dämmerung nach dem Tod

Rabbi Schlomo Lebowitz erhob sich schwerfällig von dem Bett, auf dem er – vollständig angezogen und mit Schuhen, die ihn nun schmerzhaft drückten – vor nur wenigen Stunden erschöpft niedergesunken und eingeschlafen war. Er fasste sich an den Kopf und blickte verwirrt in dem dämmrigen Zimmer umher.

»Oj«, murmelte er heiser, »der Alte wird wohl allmählich wirr im Kopf.« Er hustete geräuschvoll und starrte unverwandt auf das Radio, das stumm auf dem Nachttisch stand. Dann knipste er mechanisch die Nachttischlampe an, doch es blieb alles in das weiche Licht der morgendlichen Dämmerung getaucht. »Oj!«, entfuhr es ihm wieder. »Schlomo, der Strom ist weg ...«

Bei diesem Stichwort überkamen ihn schlagartig und mit dumpfem Entsetzen die Erinnerungen an die letzte Nacht. Fassunglos schüttelte er den Kopf. Die Knie wurden ihm weich und er musste sich wieder aufs Bett setzen. Dann drückte er erneut mehrfach den Einschaltknopf des Radios, aber es gelang ihm nicht, dem Gerät irgendein Lebenszeichen zu entlocken.

Verzweifelt schlug er die Hände vors Gesicht, als er sich wieder an die bangen Stunden erinnerte, die er in der vergangenen Nacht, erfüllt von Schmerz und zunehmendem Entsetzen, am Radio zugebracht hatte, um das furchtbare Geschehen vor dem Hadassah Krankenhaus zu verfolgen. Zu seinem Leidwesen war jedoch nichts darüber berichtet worden, wie viele Menschen den Angriff überlebt hatten und auch von Rachel und Howard hatte er bisher noch nichts gehört. Schließlich waren jedoch die Lichter ausgegangen, als habe Gott selbst es nicht länger ertragen können und das Radio war verstummt. Noch lange hatte sich der Großvater den Kopf zermartert, bis ihn schließlich gnädige Müdigkeit übermannt hatte.

Untröstlich strich er sich nun über den Bart und starrte mit leerem Blick auf seine ausgetretenen Schuhe. Dann betrachtete er nachdenklich seine Hände mit den geschwollenen Knöcheln und der welken, von Altersflecken übersäten Haut. »Diese Hände«, murmelte er, »waren einmal jung und stark und voller Hoffnung. Und meine Augen haben einmal voll jugendlicher Lebensfreude in die Welt geblickt.« Dann senkte er niedergeschlagen den Kopf. »Ach, ich habe zu lange gelebt! Zu lange, dass ich nun mit ansehen muss, wie unschuldige Menschen auf solch grausame Weise umkommen!« Eine verstohlene Träne tropfte auf seinen weißen Bart. »Es wäre besser, wenn du *mich* hättest sterben lassen, Gott!«, flüsterte er. »Besser, wenn du einen *alten* Mann zu dir genommen hättest, nu, als die *Jungen*, die noch voller Hoffnung und Lebensfreude sind.«

Während die Morgensonne allmählich das Zimmer durchflutete, bäumte er sich innerlich auf: *Hast du unsere Rachel aus dem Grab zurückgebracht, damit sie noch einmal stirbt? Das kann ich nicht glauben!* Er war so in seine Gedanken vertieft, dass er gar nicht wahrnahm, wie sich langsam die Tür öffnete und Jakov, gefolgt von seinem abgemagerten Hund, verschlafen ins Zimmer trat. Er hatte die ganze Nacht ahnungslos in Howard Monigers Bett geschlafen.

»Großvater?«, sagte der Junge erstaunt. »Du bist aber heute früh auf!« Er rieb sich das verletzte Auge. »Was ist mit Rachel und dem Professor? Sind sie gestern noch vom Krankenhaus zurückgekommen? Rachel könnte uns wieder Plätzl zum Frühstück machen.«

Der Alte schüttelte langsam den Kopf und erwiderte mit gebrochener Stimme: »Heute nicht. Nein, Jakov. Heute nicht.«

»Großvater?«, rief Jakov erschrocken und stürzte auf ihn zu.

»Lass den Hund raus, Junge!«, befahl der Alte barsch und wandte sich ab. »Ich habe dir neun Jahre lang dein Frühstück gemacht. Ein Morgen mehr oder weniger wird dir auch nicht schaden. Nu! Lass den Hund raus und dann halten wir unser Morgengebet!«

Jakov rückte sich die Jarmulke zurecht und nickte, blieb jedoch stehen und zupfte unschlüssig an seinem Nachthemd. »Meine Schwester ist also noch nicht zurück?«

»Nein«, erwiderte der Alte nun wieder beherrscht, aber bestimmt, »noch nicht.«

»Wann kommt sie denn wieder?«, bohrte Jakov mit zaghafter, ängstlicher Stimme weiter. »Und auch der Herr Professor?«

Der Großvater sah ihm fest in die Augen. Dann holte er tief Luft und sagte gefasst: »Das weiß nur Gott allein, gelobt sei sein Name, Jakov.« Er streckte die Arme nach dem Jungen aus und zog ihn fest an sich. Und dann erzählte er ihm doch, was er in der vergangenen Nacht im Radio gehört hatte. Jakov hörte regungslos zu und starrte dabei mit leerem Blick nach draußen, wo ein kleiner Spatz auf dem Zweig eines jungen Baumes unbekümmert tschilpte.

Als der alte Mann geendet hatte, meinte der Junge ruhig, aber bestimmt: »Ich möchte nach Hause, Großvater. Nach Hause in unsere kleine Kellerwohnung in der Altstadt. Ich möchte, dass es wieder so wird wie früher ...«

Der Alte strich ihm behutsam über den Kopf und erwiderte leise: »Wir können zwar nach Hause, zu den heiligen Stätten hinter den Mauern, Jakov, aber so wie früher wird es nicht mehr werden. Nie wieder.«

»Wir waren doch glücklich«, wandte der Junge mit klagender Stimme ein und barg sein Gesicht an der Schulter des alten Rabbiners, »als wir nicht wussten, dass sie lebte! Wir hatten doch alle begraben, die ganze Familie, schon vor langer Zeit! Und nun ist Rachel zurückgekommen, aber nur, damit sie uns wieder weggenommen wird. Es wäre besser gewesen, wenn sie nicht zurückgekommen wäre und wir nie erfahren hätten, was sie ihr angetan haben! Ich wünschte, wir hätten es nie erfahren! Ich wünschte, wir hätten nie geliebt und nie gehofft!« Schaul, der bisher regungslos neben den beiden gesessen hatte, legte nun seinen großen Kopf auf den Oberschenkel des Jungen und trauerte mit seinem jungen Herrn, auch ohne zu begreifen, worum es ging.

Der Großvater schüttelte den Kopf. »Wir können zwar zurück, Jakov, aber es wird nie mehr dasselbe sein für uns.« Über sein Gesicht ging ein schmerzliches Zucken. »Du bist noch zu jung, um über solche Dinge nachzudenken. Viel zu jung!«

»Bring mich nach Hause, Großvater!«, rief der Junge nun verzweifelt und schluchzte. »Nach Hause zu meinem Bett und der Torahschule und – ich möchte wieder nach Hause!«

Lange saßen sie eng umschlungen zusammen, bis der Rabbiner schließlich leise zustimmte: »Ja, Jakov. Nach Hause in die Altstadt. Wenn wir schon alle sterben sollen, Alte und Junge, dann ist es besser, in der Altstadt als in der Fremde zu sterben.« Er nickte nachdrücklich. In seinem alten Herzen gab es nun keinen Zweifel mehr. »Ja. Wir werden heimgehen!«

Bei diesen Worten hob der Junge mit neuem Mut den Kopf und wischte sich mit dem Handrücken über sein tränennasses Gesicht. »Vielleicht lebt Rachel ja doch noch! Vielleicht sind sie und der Professor ja mit dem Leben davongekommen ...«

»Das hoffe ich inständig!« Der Alte schloss für einen Moment die Augen und fuhr dann mit nachdenklich zum Fenster gerichtetem Blick fort: »Den heutigen Tag werden wir noch hierbleiben. Wir wollen auf eine Nachricht von ihr warten. Wenn sie überlebt hat, wird sie uns eine Nachricht schicken. Sie würde nicht wollen, dass wir in Ungewissheit leben. Wir werden also diesen Tag noch abwarten.«

»Und dann?«

»Noch heute Abend werden wir wieder durch die Tore Jerusalems gehen. Bevor sie die Tore Zions schließen, gehen wir nach Hause.«

»Großvater?«, fragte Jakov leise. »Werden sie uns dann nicht erschießen?«

Der Alte schob nachdenklich die Unterlippe vor. »Das ist schon möglich, Jakov.«

»Wenn Rachel tot ist, so wie Mama und Papa und meine Brüder, dann macht es mir nicht so viel aus zu sterben.« Er streichelte

tröstend den unglücklich winselnden Schaul. »Ich möchte nicht gern allein leben.«

Der Rabbiner zog ihn erneut an sich. »Aber ich glaube, sie werden es sich zweimal überlegen, bevor sie einen alten Mann und einen kleinen Jungen erschießen.« Er lächelte versonnen. »Vielleicht wird uns auch ein Engel begleiten, nu?«



Auch an diesem Morgen herrschte in der Altstadt ein so geschäftiges Leben und Treiben, als ob sich seit tausend Jahren nichts geändert hätte. Es war, als gäbe es weder Krieg noch Straßensperren, weder Stacheldrähte noch Soldaten, die angespannt auf den Dächern Wache hielten.

Jehudit Akiva stand am schmalen Fenster ihres Zimmers und beobachtete, wie die ersten Strahlen des Morgens die Heilige Stadt mit einem sanften Schimmer überzogen. Gleich darauf hörte sie, wie der Muezzin im benachbarten moslemischen Viertel die Gläubigen zum Gebet rief und zog fröstelnd ihren Schal enger um sich. Im nächsten Moment begannen die Glocken der Grabeskirche die christliche Karwoche einzuläuten und scheuchten eine Schar Tauben auf, die sich flatternd in einer spiralförmigen Bahn in die Lüfte erhoben und sich dann in alle Himmelsrichtungen zerstreuten. Jehudit blickte nachdenklich hinter den Vögeln her.

Dann zog die Jakobskirche mit ihrem roten Ziegeldach ein paar Hausdächer weiter westlich im benachbarten armenischen Viertel die Aufmerksamkeit des Mädchens auf sich. Mit einem gespannten Lächeln auf den Lippen wartete sie darauf, dass auch von dort der ihr so vertraute Aufruf zum Gebet erschalle. Es verging keine halbe Minute, da hörte sie auch schon die dumpfen, rhythmischen Klänge, die mit einem Hammer auf einer Holzplatte erzeugt wurden. Vor Jahrhunderten hatten die Moslems den Christen verboten, ihre Gottesdienste mit Glockengeläut anzu-

kündigen. Und obwohl das Verbot schon vor langer Zeit aufgehoben worden war, hatten die Armenier diese Sitte bis zu diesem Tage beibehalten. *Traditionen halten sich lange in der Heiligen Stadt, dachte Jehudit, selbst wenn sie aus Verfolgung und Erniedrigung geboren werden.*

Bald stimmten Dutzende von Kirchenglocken in den Rhythmus der Hammerschläge ein und begrüßten den Morgen. Das christliche, das armenische und das moslemische Viertel begannen ihr Tagewerk in gewohnter Weise innerhalb der knapp zwei Quadratkilometer, die den Mittelpunkt des Universums bedeuteten. Mit lautem Rufen der Händler und Käufer erwachte das Labyrinth der alten Basare zum Leben und bald mischten sich der Duft von frischem Brot und das Blöken von Schafen in diese bunte Palette mit ein.



In der Ferne breitete die Morgendämmerung ihr schimmerndes Licht über die Altstadtmauern und die Klänge der uralten heiligen Stätten wehten über die Hügel und durch die Täler nach Rehavia herüber. »Nach Hause«, sagte Jakov freudig zu seinem Hund, »nach so vielen Monaten wieder nach Hause, Schaul!«

Dann stimmte der alte Mann ein Gebet an, das seit mehr als zweitausend Jahren von Juden auf Pilgerfahrten und im Exil gebetet wurde:

*Wie könnten wir des Herrn Lied singen auf fremder Erde?
Vergesse ich deiner, Jerusalem,
so müsse meine Rechte verdorren!
Die Zunge müsse mir am Gaumen kleben,
wenn ich dein nicht gedenke,
wenn ich nicht Jerusalem setze
über meine höchste Freude.*

Jehudit öffnete das Fenster ein wenig, atmete mit geschlossenen Augen tief die würzige Luft ein und dachte daran, dass beinahe jeder Morgen ihres jungen Lebens wie dieser begonnen hatte. Es war alles beim Alten geblieben. Jedenfalls fast alles. Sie ließ ihren Blick über ihr eigenes, jetzt leeres Viertel schweifen. Dort standen die Soldaten von Dovs Haganah auf den Dächern und starrten über die Sandsackbarrikaden hinweg auf das bunte Treiben der Nachbarstraßen. Ihnen gegenüber standen bewaffnete britische Vorposten, die verhindern sollten, dass ein Aufruhr ausbrach oder ein Hecken-schütze die alten Rabbiner auf dem Weg zur Synagoge beschoss.

Während im christlichen und im armenischen Viertel geschäftiges Treiben herrschte und es einen Überfluss an Lebensmitteln gab, war das von einer hohen rosenfarbenen Mauer umgebene jüdische Viertel still und leer und unter den fünfzehnhundert jüdischen Einwohnern ging das Gespenst des Hungers um. Seit Wochen war den Juden, die in der Altstadt geblieben waren, nun auch schon der Weg zur Klagemauer versperrt.

Hoch über der Hurva-Synagoge wehte immer noch Mosches Tallith an derselben Stelle, an der Dov ihn aufgehängt hatte. Er war für jeden Jihad-Moqhaden, der gerade eine Kugel übrig hatte, zur beliebten Zielscheibe geworden, sodass das einst so glatte, geschmeidige Gewebe nun von Kugeleinschüssen zerfetzt war. Jehudit hatte jedoch munkeln hören, dass Dov und Rabbi Vultch sich gerade deshalb ins Fäustchen lachten, denn jede Kugel, die auf diese Weise verschossen wurde, war eine weniger, die ein jüdisches Leben auslöschen konnte. Und so blieb der Tallith dort als Symbol des Widerstands hängen.

In diesem Augenblick wünschte sich Jehudit jedoch nichts sehnlicher, als dass eine dieser arabischen Kugeln den Weg in ihr Herz finden möge. Sie stand im Licht des jungen Morgens und sehnte sich danach, dass der Tod sie aus ihrer Gefangenschaft befreien möge. Seitdem sie vor drei Tagen zwangsweise zu ihrem

Vater nach Hause gebracht worden war, hatte er ihr verboten, das Zimmer zu verlassen und sie hatte ihn die ganze Zeit über nicht ein einziges Mal zu Gesicht bekommen. Die kärglichen Mahlzeiten waren ihr von der mürrischen Alten hereingereicht worden, die ihrem Vater als Hausangestellte und Köchin diente. Niemand hatte während ihrer Gefangenschaft auch nur ein einziges Wort mit ihr gesprochen. Nur einige wenige Gesprächsfetzen waren von der Straße zu ihr heraufgetragen worden, dafür hatte sie die zornige Stimme ihres Vaters umso öfter durch die Holzdielen des Fußbodens vernommen.

»Deir Jassin ... Kastel ... Bab el Wad ...«, hatte sie aufgeschnappt, wenn ihr Vater im Zimmer unter ihr wutentbrannt mit dem britischen Hauptquartier telefoniert hatte. An diesem Morgen hatte das Telefon noch nicht stillgestanden und sie hatte das Ohr fest an den Boden gepresst, um etwas von den Gesprächen mitzubekommen.

»Was haben die Zionisten denn nach Deir Jassin erwartet?«, war die dröhnende Stimme Rabbi Akivas zu ihr heraufgeschallt. »Es war doch klar, dass sie ihre Toten rächen würden! Wie viele Juden sind umgekommen? ... Oj! So viele!« Nach einem langen Schweigen, in dem Rabbi Akiva offenbar eine weitere Hiobsbotschaft mitgeteilt wurde, hatte er ungläubig protestiert: »Sie können sie doch nicht zurückziehen! ... Nein! Nicht nach all dem, was geschehen ist! Glauben Sie denn, der Pöbel wird sich durch den Mord an fünfundsiebzig jüdischen Ärzten besänftigen lassen? Und nun sagen Sie sogar, dass die zionistischen Gangster die Bewohner eines weiteren Dorfes am Pass niedergemetzelt haben? ... Sie können sich heute nicht zurückziehen und uns dem Schutz einer Hand voll närrischer Jeschivaschüler überlassen! ... Dann werden wir überrannt. Wenn es so ist, wie Sie sagen, werden wir von den Freischärlern Haj Amins überrannt. Stewart, Sie müssen mit den Behörden sprechen! Wir Menschen in der Altstadt lieben den Frieden! Wir möchten nur ...«

Akivas zornige Stimme erhob sich zu immer neuen Höhen der Verzweiflung. »Stewart! Die ganze Welt wird Ihre Regierung da-

für zur Verantwortung ziehen, wenn wir abgeschlachtet werden, weil Sie sich zurückgezogen haben! ... Nur für heute? Aber warum nur für heute? Warum?«

Jehudit presste ihr Ohr noch fester an den Boden, um sich die Antwort auf diese Frage erschließen zu können. Aber es drang nur ein letzter zorniger Schrei ihres Vaters nach oben. Dann hörte sie, wie das Telefon krachend zu Boden fiel. Gleich darauf verließ ihr Vater mit stampfenden Schritten das Zimmer und dann fiel in der Ferne krachend eine Tür zu.

Jehudit setzte sich seufzend auf. Schwer gegen ihr Bett gelehnt, starrte sie auf ihre Hände und dachte nach. *Die Briten ziehen sich also heute tatsächlich aus der Altstadt zurück. Nur für heute! Warum bloß?*

Sie blieb lange unschlüssig sitzen, doch plötzlich erhob sie sich hastig und eilte erneut ans Fenster. Von dort beobachtete sie mit zusammengekniffenen, gegen das grelle Sonnenlicht abgeschirmten Augen, wie in der Ferne die britischen Vorposten ihre Waffen aufnahmen und ohne großes Aufsehen ihre Stellungen verließen. Diese wurden sofort von Haganahsoldaten eingenommen, die zum ersten Mal ihre Waffen offen zur Schau trugen.

»Die Engländer haben Angst«, stellte Jehudit laut fest. »Etwas kommt auf uns zu und sie haben Angst, mit hineingezogen zu werden.«

Rasch verloren sich die britischen Soldatenmützen hinter den Gebäuden. Die Männer schienen in Eile zu sein. Jehudit fasste sich nachdenklich an den Kopf und versuchte, die Nachrichtenfetzen, die sie in ihrem Gefängnis aufgeschnappt hatte, in eine sinnvolle Ordnung zu bringen. Alles führte nur zu dem einen Schluss: Kastel und Bab el Wad waren den jüdischen Streitkräften in die Hände gefallen und nun kamen die Freischärler Haj Amins hierher in die Altstadt, um das jüdische Viertel niederzumetzeln. Und die Soldaten Captain Stewarts würden nichts unternehmen, um sie daran zu hindern.

Plötzlich rasselte ein Schlüssel im Türschloss und Jehudit fuhr

herum. Die Zimmertür öffnete sich langsam und dann erschien das runzelige Gesicht von Goldie Levy. Sie trug ein Tablett in ihren knorrigen, arthritischen Händen, schaute Jehudit nur kurz an und senkte dann sofort wieder den Blick.

»Was ist geschehen?«, fragte Jehudit und eilte ihr entgegen, um ihr das Tablett abzunehmen.

Die Alte legte einen ihrer verkrümmten Finger an die dünnen Lippen und gab ein warnendes »Sch« von sich. Nach einem ängstlichen Blick über die Schulter flüsterte sie: »Dein Vater ist sehr zornig. Die Zionisten haben die Straße nach Jerusalem geöffnet ...«

»Aber das ist doch ein Grund zur Freude«, unterbrach sie Jehudit.

»Sie haben außerdem einen großen Anführer der Araber ermordet. Die Moslems werden erst trauern und dann überall Feuer legen. Dabei haben die Engländer Befehl, sich heute der Altstadt fern zu halten.« Sie deutete mit dem Kopf in Richtung der Jeschivaschüler, die über die Dächer hasteten. »Sie überlassen uns, Gott behüte, einer Handvoll Schüler und einigen wenigen Leuten von der Haganah. Das ist für deinen Vater, Rabbi Akiva, ein Schlag ins Gesicht. Und darüber ist er sehr erbost.« Damit machte sie auf dem Absatz kehrt und verließ schnell das Zimmer, aber nicht ohne die Tür wieder hinter sich abzuschließen.

Jehudit trug das Tablett mit der mageren Essensration zur Fensterbank und setzte sich. Während sie den dünnen Tee trank, verfolgte sie, wie sich die Nachricht in der Altstadt verbreitete. Die Glocken im christlichen Viertel verstummten und aus den Souks erschallten zornige Rufe und Klagelaute. Die Schaufenster wurden eilig mit Rollläden vor dem Zorn der Araber verschlossen, die unweigerlich über das Viertel hereinbrechen würden. Immer mehr junge Haganahmänner strömten aus den kleinen Häusern des jüdischen Viertels. Sie sammelten sich hinter den Barrikaden und sahen von dort aus zu, wie der Zorn brodelte und sich ständig steigerte.

Und dann umging die Heilige Stadt, das Zentrum des Universums, mit einem Mal eine tiefe, unheilvolle Stille und Jehudit Akiva saß am Fenster und betete darum, dass eine der Kugeln ihr Herz finden möge, um ihrem kurzen, unglücklichen, siebzehnjährigen Leben ein Ende zu setzen.

2. Bedenkliche Nachrichten

Die Nachricht von der Explosion des arabischen Waffentransporters wurde vom zionistischen Hauptquartier im obersten Stockwerk des römischen Waisenhauses ausgestrahlt, von Station zu Station weitergegeben und erreichte zuletzt das Hauptquartier in Tel Aviv. Als der Code schließlich entschlüsselt war, stand die Sonne in Palästina bereits hoch am Himmel.

Vier männliche und zwei weibliche Mitglieder des Mossad diskutierten gerade den Fall bei einer Tasse Kaffee. Sie waren schon lange über das Schicksal des Schiffes im Bilde gewesen, lange bevor die Nachricht die Fernschreiber der europäischen Pressestelle des Mossad in Rom erreicht hatte. Was den Fall jedoch so unangenehm machte, war die Tatsache, dass das Schiff nicht, wie geplant, auf offener See und durch einen anonymen Bombenangriff, sondern durch einen Sabotageakt mitten im Hafen von Bari versenkt worden war. Nun musste in aller Eile über das weitere Schicksal der daran beteiligten Personen, drei Männer und eine Frau, befunden werden.

»Vier? Wirklich vier?«, vergewisserte sich der dunkelhäutige Chef des Mossad erstaunt, als die Zahl genannt wurde, und sog heftig an seiner Zigarette. »Von Bernie Greene, David und Ellie Meyer wissen wir ja. Aber wer ist der Vierte?«

»Avriel hat uns mitgeteilt, dass sie ihn auf Zypern aufgelesen haben.«

»Auf Zypern?«, rief der Geheimdienstchef ungläubig aus. »Da wimmelt es doch von Briten!«

»Der Bursche soll aus einem dieser Lager ausgebrochen sein, von denen es dort nur so wimmelt. Avriel sagte nur, dass er Sprengstoffexperte ist.«

»Nun, wenn er etwas mit der Versenkung der *Trina* zu tun hatte, dann ist das der beste Beweis dafür.«

»Ein Beweis wofür? Meinen Sie nicht, dass es auch den Briten gar nicht mal so unlieb ist, wenn ein Waffentransport mit Kurs auf den Nahen Osten versenkt wird? Dieser Bursche kann doch auch ganz einfach ein Agent sein, der sich in unsere Organisation einschleichen will.«

In gedrücktes Schweigen versunken, tranken die vier ihren Kaffee und überdachten dabei die Worte ihres Chefs. Schließlich richtete eine der Frauen, die sich müde die Augen rieb, das Wort an ihn: »Wir müssen eine Entscheidung treffen! Sie haben um Pässe gebeten, um Hilfe von Rom. Was sollen wir tun?«

»Wenn sie verhaftet werden«, überlegte er laut, »wird man sie zweifellos mit uns in Verbindung bringen.«

»Eine prekäre Situation. Überaus prekär«, seufzte ein kleiner kahlköpfiger Mann mittleren Alters.

»Dann sollten wir eben etwas tun, um ihnen bei der Flucht behilflich zu sein«, meinte der Geheimdienstchef und strich sich nachdenklich über seinen dünnen Lippenbart, während er noch einmal die Botschaft durchlas.

»Natürlich ohne unsere Aktion in Rom zu gefährden«, fügte die zweite Frau warnend hinzu.

»Wir könnten den vierten Mann auch opfern«, warf der jüngste Mann aus der Gruppe ein. »Wenn er tatsächlich ein Agent ist, wird das für die Briten ein ziemlicher Rückschlag sein.«

»Und wenn er keiner ist?«, gab der Leiter des Mossad zu bedenken. Wieder herrschte nachdenkliches Schweigen. »Aber auch wenn er einer ist, wird er doch nur so viel Kenntnis über den Mossad bekommen, wie wir ihm zubilligen.«

»Außerdem ist Bernie Greene der Einzige aus der Gruppe, der etwas über uns weiß. Und der würde kein Sterbenswort sagen. Nicht ohne die übliche Rückfrage. Nicht einmal David Meyer wird er den Sitz des römischen Hauptquartiers verraten.«

»Ja. Greene kennt die Spielregeln und hält sich daran.«

»Was schlagen Sie also vor?«, fragte der Geheimdienstchef und tippte ungeduldig mit seinem Bleistift gegen seine Tasse.

»Pässe für die drei. Und etwas weniger für den Mann aus Zypern«, schlug der kleine Mann vor.

»Pässe«, sagte die erste Frau zustimmend und nickte. »Und so viel Geld, dass sie sich nach Paris absetzen können. Bernie Greene wird dann schon wissen, was zu tun ist.«

»Auf diese Weise bleiben wir auf Distanz«, fügte der kleine kahlköpfige Mann hinzu. »Keinerlei Kontakt! Denn ganz Italien wird inzwischen nach der Gruppe fahnden, die den Hafen von Bari in die Luft gesprengt hat. Im Laufe des Vormittags wird man nicht mal bis auf zehn Kilometer an sie herankommen, ohne sich in Gefahr zu begeben.«

»Ich bleibe dabei: Opfern ist das Sicherste«, wiederholte der junge Mann beharrlich. »Im Untergrund haben wir es immer so gemacht: Lieber einen opfern, als die ganze Organisation zu gefährden.«

»Das entspricht aber nicht unserer Vorgehensweise«, erwiderte der Geheimdienstchef mit stechendem Blick.

»Und was ist mit dem Priester?«, bohrte der junge Mann weiter. »Er stellt zweifellos ein noch größeres Risiko dar. Er wird in Bari bleiben und ganz sicher verdächtigt werden.« Er schlug entschieden mit der flachen Hand auf den Tisch. »Ich behaupte: Gegen ein Opfer ist nichts einzuwenden. Um viele zu retten, ist es hin und wieder nötig, einige wenige aufzugeben.«

Die zweite Frau beugte sich mit erregtem Gesicht vor und fragte eindringlich: »Und was ist, wenn wir eines Tages unter denen sind, die eliminiert werden sollen?«

Ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, erwiderte der junge Mann: »Wenn damit unser Traum von der Freiheit erhalten werden kann ...«

»... dann heiligt der Zweck die Mittel?«, führte einer der anderen Männer zweifelnd den Satz zu Ende. Die Diskussion war vom Praktischen ins Grundsätzliche abgeglitten.

»Wenn das unsere zukünftige Handlungsmaxime sein soll«, erwiderte die zweite Frau angewidert, »dann heißt das, dass unsere ganze Freiheit – ein Traum bleiben wird!«

»Genug jetzt!«, brach der Chef energisch die Diskussion ab. »Man wartet auf unsere Entscheidung und wir sind noch zu keinem Entschluss gekommen!«

»Wir sollten sie zunächst beobachten ... und abwarten«, schlug der kleine Mann vor. »Pässe, Kleidung, etwas Geld ... ja. Aber mehr auch nicht. Bis wir ganz sicher sind.«

Zustimmendes Gemurmel erhob sich in der Runde. Nur der junge Mann, der zuvor so heftig eine abweichende Überzeugung vertreten hatte, blieb stumm und seine Augen ließen erkennen, dass er weiterhin von der Richtigkeit seiner Meinung überzeugt war.

»Dann ist also alles geregelt«, fasste der Leiter des Mossad zusammen, während er seine Augen fest auf den jungen Mann richtete. »Wir sind alle einer Meinung. Alle, außer Ihnen, Ari. Aber Sie werden den Beschluss akzeptieren, weil Sie überstimmt sind, nicht wahr?«

Der junge Mann nickte grollend. »Das muss ich wohl.«

»Gut. Dann leiten Sie das Ergebnis unseres Gesprächs nach Rom weiter. Und überlassen Sie ihnen die weitere Entscheidung, was das Reiseziel und den Transport der vier angeht.« Nach kurzer Pause fügte er noch an den jungen Mann gewandt hinzu: »Ach, was ich noch sagen wollte, Ari: Denken Sie daran, dass wir alle einmal im Untergrund waren! Aber inzwischen gibt es wirksamere Mittel, ein sicheres Spiel anzugehen, als jemanden zu opfern.«



Die Straßen von Washington DC waren nass und blank vom vielen Regen, der in den letzten beiden Tagen ununterbrochen niedergegangen war. Auf Tom Kanes neuem Ford Sedan, Baujahr

1948, befanden sich jedoch erst einige Tropfen, da er bis eben im Trockenen gestanden hatte, und der Scheibenwischer fuhr nun quietschend über die Frontscheibe. Kane verzog bei dem unangenehmen Geräusch schmerzhaft das Gesicht und tastete am dunklen Armaturenbrett nach dem Schalter, um den Scheibenwischer wieder abzustellen.

Es war ein Uhr nachts und die breiten Boulevards der Stadt waren fast menschenleer. Kanes Scheinwerferlicht spiegelte sich auf dem glänzenden schwarzen Asphalt des Washington Parkway. Zu seiner Rechten befand sich der nun still daliegende National Airport, auf dem zahllose DC-4-Passagierflugzeuge standen, Flügelspitze an Flügelspitze. Die Rollbahn glühte scheinbar unter dem Licht der blauen Lampen, die das Ufer des daneben fließenden Potomac säumten, und auf der Wasseroberfläche spiegelte sich die vierzehnte Brücke.

Die vom Regen gereinigte Luft ließ alles strahlender und deutlicher hervortreten als sonst.

Obwohl Tom für seine Fahrt zum Außenministerium aus dem Tiefschlaf gerissen worden war, hatte er einen klaren Kopf und fühlte sich hellwach. In den vergangenen drei Wochen hatte er schon etliche Male ähnliche Nachtfahrten unternommen und dabei die Stille der schlafenden Hauptstadt genossen. Tagsüber, insbesondere während der Hauptverkehrszeit, dauerte diese Fahrt dreimal so lang, weil die Straßen mit hupenden Taxis verstopft waren, die überarbeitete Männer zu Senatsausschüssen fuhren, bei denen es hoch herging.

Seit Kurzem nun stand Washington im Zentrum der Aufmerksamkeit aller Reporter Amerikas, da in den dort stattfindenden Untersuchungsausschüssen über antiamerikanische Umtriebe vermeintliche Kommunisten mit einem Eifer verfolgt wurden, dem oft nicht nur Schuldige, sondern auch Unschuldige zum Opfer fielen.

Der Einmarsch der Sowjetunion in die Tschechoslowakei und die Drohung der Kommunisten, Berlin von den Besatzungszo-

nen der westlichen Alliierten abzuschneiden, hatte das antikomunistische Fieber zu einem neuen Höhepunkt getrieben, sodass sich die berechtigte Sorge vor staatschädigenden Umtrieben zu einer regelrechten Hexenjagd entwickelt hatte.

Und all diese Ereignisse hatten einen Einfluss auf die Meinung der Weltöffentlichkeit über jenen kleinen Winkel der Welt, der Tom Kanes Spezialgebiet war.

Tom Kane war als *Sonderberater für Nahöstliche Angelegenheiten* in diese friedliche Washingtoner Nacht hinausgerufen worden, um seine Einschätzung der jüngsten Nachrichten abzugeben. Und die waren alles andere als friedlich.

Als er das Lincoln-Memorial umfuhr, musste er plötzlich doch gähnen. Der ehrliche Abraham schaute nachdenklich zur Seite, auf den großen marmornen Obelisken des Washington-Monuments, der wie ein anklagender Finger gen Himmel zeigte. *Hatten die Amerikaner nicht gerade im blutigsten Krieg aller Zeiten für die Freiheit gekämpft? Warum wurde die Welt dann immer noch von Hass und Revolutionen geschüttelt?* Solche Gedanken hatten sich Tom aufgedrängt, als der Konflikt in Palästina eskaliert war. Und er war zu dem Schluss gekommen, dass es keine Antworten gab – überhaupt keine. Es gab nur Fragen.

Er verlangsamte seine Geschwindigkeit und bog nach rechts in die dreiundzwanzigste Straße ein. Zwei Häuserblocks von ihm entfernt erhob sich der imposante Bau des Außenministeriums. Zu dieser Stunde sah das Gebäude mit seinen beleuchteten Fenstern wie ein überdimensionales Schachbrett aus. Für jede möglicherweise gefährliche Situation, die sich irgendwo auf dem Erdball entwickelte, hatte das Außenministerium einen kleinen Krisenstab eingesetzt, der in der Nacht, genauso wie am Tag, hinter einem dieser Fenster die Ereignisse überwachte.

In dieser Nacht waren nun, wie so oft in letzter Zeit, Nachrichten aus Palästina eingetroffen, die nicht nur den Fernschreiber, sondern auch den Mann, der sie entschlüsselte, regelrecht aufgeschreckt hatten.

Eine aufgeregt stammelnde junge Stimme hatte Kane mit den unheilvollen Worten aus dem Schlaf gerissen: »Dies betrifft leider einen bekannten amerikanischen Staatsbürger, Sir. Ich glaube, dass eine sofortige Einschätzung der Lage nötig ist.«

In letzter Zeit hatte es jedoch den Anschein, dass alles in Palästina eine sofortige Überprüfung verlangte, auch wenn es mitten in der Nacht war. Das eben war das Problem, wenn sich das Land, auf das man sich spezialisiert hatte, sozusagen auf der anderen Seite der Welt befand. Tom hatte schon oft die Zeitunterschiede zwischen Washington und Palästina verflucht und sich gewünscht, er hätte seinen akademischen Grad in amerikanischer Geschichte erworben. Die furchtbarsten Ereignisse in Palästina passierten nämlich grundsätzlich dann, wenn Tom sich gerade vorgenommen hatte, einmal eine Nacht richtig auszuschlafen. Und die letzte prekäre Entscheidung, ob man den friedlich schlafenden Außenminister George C. Marshall anrufen sollte oder nicht, konnte schließlich erst gefällt werden, wenn Kane die Informationen sachkundig geprüft hatte.

Tom zeigte einem ernst dreinblickenden Sicherheitsposten seinen Pass und eilte dann zur Treppe, um in den ersten Stock hochzugehen. Dort angelangt, verschwand er in der Herrentoilette, machte sich zunächst mit ein paar Wasserspritzern frisch und rückte seine Fliege, sein Erkennungszeichen, gerade.

Im grellen Licht der Toilette sah Tom älter aus, als seine achtunddreißig Jahre hätten vermuten lassen. Seine Augen waren verquollen und die Furchen, die seine hohe Stirn teilten, erschienen viel tiefer als gewöhnlich. Einen Augenblick betrachtete er sich prüfend, strich sich über das dichte Haar, befeuchtete dann seine Finger abermals mit kaltem Wasser und legte sie mit sanftem Druck auf die Augenlider. Doch auch diese Behandlung war nicht von Erfolg gekrönt. Seine grünen Augen waren nach wie vor dunkel gerändert und seine Augenlider hingen tiefer als gewöhnlich.

»Du bist gerädert«, murmelte Tom. »Richtig alt siehst du aus,

Papi.« Er benutzte den Scherznamen, den ihm seine Kameraden im Büro für *Strategische Kriegsführung* während des Krieges gegeben hatten. Auch damals hatte er schon älter ausgesehen, als er tatsächlich war. Doch hatte sich dies als durchaus vorteilhaft für ihn erwiesen, denn dadurch hatte er immer vertrauenserweckender gewirkt als seine Altersgenossen, obwohl er in Wahrheit »zur Hälfte aus Bluff« bestand, wie auch seine Ex-Frau immer bissig feststellte.

Kane war im Laufe der Zeit zu der stillen Überzeugung gelangt, dass jeder erfolgreiche Mensch zu neunzig Prozent aus Bluff bestand. Dann blieben noch zehn Prozent übrig, die echt waren. Und es war, gemäß Kanes Philosophie, gerade dieser kleine Rest – eine Mischung aus Mut, geistiger Leistung, Wissen und gesundem Menschenverstand – mit dem man im Leben durchkam, selbst wenn man sich zu Tode ängstigte. Der Bluff diente nur dazu, jemanden älter und weiser erscheinen zu lassen als seine Kollegen.

Mit dieser Einstellung hatte Kane es im Außenministerium schnell zu etwas gebracht: Da er es sich nie gestattet hatte, sich von seiner Angst unterkriegen zu lassen, hatte er das Feld gegen die Furchtsamen sicher behauptet. Auch heute Nacht würde es nicht anders sein, obwohl auch in seinem Innern die Unsicherheit nagte.

Im gesamten Außenministerium gab es augenblicklich niemanden mehr, der sich ganz sicher war, was die Teilung Palästinas betraf. Und diejenigen, die allem Anschein nach eine feste Überzeugung hatten, vertraten sogar die Ansicht, dass die Teilung schon von ihrer Konzeption her eine äußerst schlechte Idee gewesen war. Die Vereinigten Staaten hatten schon immer eine schwankende Haltung in Bezug auf eine jüdische Heimstätte eingenommen. Und die furchtbaren Ereignisse der letzten Wochen und Monate hatten nicht nur bei den Diplomaten, sondern auch bei den Politikern des Landes einen schalen Geschmack hinterlassen. So war aus allen Bereichen der Schrei laut geworden, dass

die Teilung rückgängig gemacht werden und Palästina der direkten Obhut der Vereinten Nationen unterstellt werden solle. Sogar unter den amerikanischen Juden hatte Kane Anzeichen für eine solche Position festgestellt. So wurden also Bluff und scheinbare Entschlossenheit aller von den Gräueln der Wirklichkeit in Palästina untergraben.

Ein blasser, vergeistigt wirkender junger Mann saß vor dem Fernschreiber im Entschlüsselungsraum. Seine Kaffeetasse stand bereits seit einer Stunde unberührt an genau derselben Stelle, an der er sie zuletzt abgestellt hatte, und der Kaffee war inzwischen kalt geworden.

»Diese drei Fernschreiben sind nacheinander reingekommen«, erklärte er und reichte Kane drei Mappen. Dann deutete er mit dem Daumen auf die Fernschreiber, die summend und ratternd meterweise Informationen auf den Boden spien. »Das Zeug war beim Telegrafendienst. Es wird in der Morgenausgabe der *Times* erscheinen.«

Tom blätterte die oberste Mappe durch, warf sie wortlos auf den Schreibtisch und schlug die zweite auf. Kaum hatte er jedoch die Hälfte der ersten Seite gelesen, schnitt er laut seufzend eine Grimasse. Dann befahl er mit eintöniger Stimme: »Hol den Minister ans Telefon. Und zwar sofort!«

3. Im Hadassah

Die helle Morgensonne bildete einen merkwürdigen Kontrast zu der düsteren, grüblerischen Stimmung, die sich über Jerusalem gelegt hatte.

Rachel Sachar stand schweigend am Fenster des kleinen, tristen Krankenzimmers des Hadassah Krankenhauses und starrte lange auf die Reste des Konvois. Schließlich schloss sie benommen die Augen und drückte ihre Wange gegen das kühle Glas. Unterdessen untersuchte Dr. Rimsky die kleine Tikvah und hörte sie ab. Sie wehrte sich heftig gegen das kalte Instrument, das ihr immer wieder an einer anderen Stelle auf die Brust gesetzt wurde. Der Arzt schnalzte zunächst beruhigend mit der Zunge, meinte dann jedoch in leicht tadelndem Ton zu ihr: »Du kannst aber schon wieder kräftig schreien, Tikvah! Dir geht's wohl schon wieder so gut, dass du dich über mich ärgern kannst, was?«

Das Kind ballte die Fäustchen und schrie zornig. Doch dies war Musik in Rachels Ohren und sie vergewisserte sich, allerdings ohne den Blick von dem grausigen Bild vor dem Fenster abwenden zu können: »Es geht ihr doch gut, nicht wahr, Herr Doktor?«

»Ja. Recht gut«, bestätigte der Arzt und fügte behutsam hinzu: »Vielleicht sogar besser als ihrer Mutter im Augenblick?«

Rachel war nicht in der Lage, ihm zu antworten oder ihren Blick von der dunklen Rauchwolke abzuwenden, die den Ort markierte, an dem so viele Menschen in der vergangenen Nacht den Tod gefunden hatten. Nur ganz wenige hatten überlebt. Rachel war eine dieser wenigen und doch konnte sie sich an diesem Morgen nicht darüber freuen. Zwar war sie dankbar wegen des Kindes, das sie unter dem Herzen trug und wegen der kleinen

Tikvah, die sie so sehr brauchte, aber Freude wollte sich bei ihr auch am Morgen nach dieser traumatischen Nacht nicht einstellen.

Im Tal unter ihr, im Süden des Krankenhauses, erhob sich die mächtige Kuppel des Felsendoms über den verwinkelten Straßen der Altstadt, in denen sich der arabische Mob aus allen Winkeln Jerusalems eingefunden hatte. Und das gleißende, flirrende Sonnenlicht über den zerklüfteten Mauern verlieh diesem alten Schauplatz der Geschichte ein merkwürdig verzerrtes Erscheinungsbild: Die runden Hausdächer in dem verwirrenden Netz der Altstadtstraßen schienen ihr wie unzählige Totenschädel um die Moschee zu schwanken und zu tanzen.

Im Schatten jener Häuser und Läden braute sich aus Zorn und Leid der Araber erneut eine Welle der Leidenschaft zusammen, die an den Grundfesten der Stadt des Friedens rütteln würde, wie schon so oft seit dem Teilungsbeschluss der UNO vor fünf Monaten. *Vielleicht*, sinnierte Rachel, während sie aus dem Fenster sah, *ist das Flirren der Luft auch nur der Gestalt gewordene Zorn der Araber ...* Weiter kam sie nicht mit ihren Gedanken, denn wieder einmal brachen traumatische Erinnerungen über sie herein: *Rauch und Maschinengewehrketten, die gegen den Krankenwagen prallten; die Schreie der Sterbenden; Howard Moniger, der sie hinter sich herzog, um sie in Sicherheit zu bringen und dann seine wächserne Gesichtsfarbe, als das Leben aus ihm wich.* Verzweifelt kniff sie die Augen zusammen, als könne sie die grausigen Bilder auf diese Weise verdrängen. Doch sie wurden nur von den Erinnerungen an eine andere furchtbare Zeit abgelöst: *»Schnell, Judenpack!« Bajonette und der Klang von Nazistiefeln auf dem Pflaster von Warschau ...*

»Er hat gesagt, ich soll sie nicht hassen«, brach es aus ihr hervor. Sie hatte völlig vergessen, dass sich Dr. Rimsky immer noch im Zimmer befand.

»Wer hat Ihnen das gesagt?«, fragte er erstaunt. Auch er war inzwischen ans Fenster getreten. Er stand dicht hinter ihr und

war fassungslos angesichts des Anblicks, der sich ihnen am Fuß des Berges bot.

»Professor Moniger. Bevor er starb«, erwiderte sie tonlos vor Erschöpfung.

»Die Araber nicht zu hassen«, stieß der Arzt voller Bitterkeit hervor. »Das ist unmöglich!«

Rachel gelang es, ihre Gefühle zu bezwingen. Den Blick zwar noch gebannt auf die rauchenden Fahrzeugwracks gerichtet, die inzwischen von britischen Soldaten vorsichtig untersucht wurden, erwiderte sie dennoch beherrscht: »Die Ärzte und Schwestern, die umgekommen sind, waren Ihre Freunde, nicht wahr?« Sie verstand Dr. Rimskys Zorn.

Er schwieg einen Augenblick, dann atmete er tief ein und stieß mit belegter Stimme hervor: »Sie waren nicht nur *meine* Freunde, sondern Freunde der *Welt*! Die großartigsten Ärzte und gütigsten Menschen! Es ist so sinnlos! So sinnlos und purer Wahnsinn ... Und nun ist kaum noch etwas von ihnen übrig, dass man sie begraben könnte.«

Bei diesen Worten wurde es Rachel ganz flau im Magen und sie suchte krampfhaft an der Fensterbank Halt, bevor ein fahler gelber Schleier ihr den Blick vernebelte und sie in sich zusammensackte. »Hilf mir!«, hauchte sie noch. »Hilf mir, Gott!«

Dr. Rimsky fing sie mit starken Händen auf und geleitete sie zu einem Stuhl. In aufrichtiger Reue sagte er: »Das war gedankenlos von mir, Frau Sachar! Ich habe mich vergessen.«

Rachel hielt sich den Kopf. Alles drehte sich. In ihrer Hilflosigkeit sehnte sie sich nur noch danach, sich an Mosche anlehnen zu können. *Wenn er nur hier wäre! Wenn er nur ...* »Mosche«, flüsterte sie und Tränen tropften auf ihren Rock.

»Atmen Sie ein paarmal tief durch, Frau Sachar!«, riet Dr. Rimsky. »Sie haben eine schwere Zeit hinter sich. Und nun brauchen Sie Ruhe und gutes Essen. – Um des ungeborenen Kindes, wenn schon nicht um Ihrer selbst willen!« Er war wieder ganz der Arzt.

»Ich ... ich kann nichts essen«, flüsterte sie mit bebender Stimme. Er klopfte ihr beruhigend auf den Rücken und erwiderte verständnisvoll: »Natürlich nicht. Das ist ganz normal in der ersten Phase der Schwangerschaft. Aber Sie müssen es versuchen! Wenn es vormittags nicht geht, dann vielleicht in kleinen Mengen am Nachmittag.«

Sie wartete, bis sich die Welt um sie herum wieder beruhigt hatte und Dr. Rimsky blieb so lange neben ihr stehen.

Schließlich schlug sie mit einem tiefen Seufzer die Augen auf und meinte beruhigend: »Es geht schon wieder!«

»Warten Sie noch einen Augenblick! Gönnen Sie sich noch einen kurzen Moment der Ruhe.«

»Danke«, sagte sie und blickte ihn an. Erstaunt stellte sie dabei fest, dass er ihr jetzt so viel älter vorkam als vor einer Woche, als sie ihm das erste Mal begegnet war. Sein geduldiger Ton verbarg offenbar, was sein Gesicht nicht zu verheimlichen vermochte: abgrundtiefe Müdigkeit und Trauer. Seine großen braunen Augen hinter den dicken Brillengläsern waren rot gerändert und seine Gesichtshaut schlaff vor Erschöpfung. Sein gestärkter weißer Kittel war zerknittert und mit Blut bespritzt.

Als sie Tikvah vor einer Woche ins Krankenhaus gebracht hatte und er gekommen war, um die Kleine zu untersuchen, hatte sie ihn gar nicht genau angesehen. Denn sie hatte für nichts einen Blick gehabt außer für das Inferno, das in ihrem Inneren wütete. Nun erst war sie fähig, ihn mit den Augen des Mitleids zu betrachten. Der Schmerz, wie sie ihn um Howard Moniger empfand, musste bei Dr. Rimsky unvergleichlich größer sein, da die Namen derer, um die er trauerte, unaufhörlich auf den Fluren des Krankenhauses von Mund zu Mund gingen. *Wie einsam muss er sich fühlen!*

»Vielleicht sollten auch Sie sich ausruhen, Herr Doktor«, schlug sie vor und war sogleich betreten über ihre eigene Kühnheit.

Seine Mundwinkel verzogen sich zu einem schwachen Lächeln.

»Das habe ich mir auch schon gesagt ... gestern. Aber Schlaf ist heute so rar wie Medizin.« In einem Anflug von Humor fügte er mit belegter Stimme hinzu: »Leider kann man sich nicht für eine Portion Schlaf anstellen.« Rachel ahnte, dass er in Gedanken wieder bei den Frauen und Männern war, die in der letzten Nacht ums Leben gekommen waren.

Sein Blick wanderte zu der kleinen Schachtel auf dem Nachttisch, in der sich die persönliche Habe Howard Monigers befand. Rachel folgte seinem Blick mit den Augen und beantwortete von sich aus die Frage, die er nicht zu stellen wagte: »Mein Mann hat ein Arbeitszimmer in der Hebräischen Universität und er hatte Professor Moniger gebeten, einige Sachen von dort abzuholen. Das ist auch der Grund, warum der Professor hergekommen ist. So sagte er jedenfalls. Aber ich glaube eher, dass er auf mich aufpassen wollte. Und das hat er ja auch getan ... und es mit seinem Leben bezahlt. Er war ein guter Mann ...« Die Stimme versagte ihr und sie blickte zu dem blauen Stück Himmel empor, das durch das Fenster schimmerte.

»Ich kann immer noch nicht begreifen, was geschehen ist«, entfuhr es Dr. Rimsy. Die Fassade seiner beruflichen Distanz war mit einem Schlag wie weggewischt. »Ich hatte gehofft ... gehofft«, stammelte er, »dass all die Barbarei in der Welt ein Ende haben würde. Und nun haben sogar unsere eigenen Leute gewütet wie die Nazis. Da ist es kein Wunder, dass die Araber die Passagiere des Konvois genauso niedergemetzelt haben wie die Juden die Einwohner von Deir Jassin.«

Doch Rachel war das plötzlich alles völlig egal. Ihr ganzes Fühlen und Denken wurde nur noch von einem einzigen Gedanken beherrscht, dem Gedanken an Mosche und so wagte sie es, die Frage zu stellen, die ihr so sehr unter den Nägeln brannte: »Weiß jemand ... gibt es irgendwelche Nachrichten von der Schlacht um Kastel?«

Er sah sie fragend an. »Ist Ihr Mann dort?«

»Ja.«

Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. »Dann kann ich Ihnen an diesem schwarzen Tag doch zumindest etwas Hoffnung machen, Frau Sachar: Der Davidstern flattert über Kastel!«

Sie beugte sich vor. »Wir haben die Schlacht gewonnen?«

»Sozusagen. Auf dieselbe Weise, wie die Israeliten den ägyptischen Streitwagen am Roten Meer entkommen sind: durch ein Wunder. Die Nachrichten sind sehr kärglich. Niemand weiß so recht, wie es geschehen ist. Aber eins steht jedenfalls fest: Die Truppen Haj Amins sind in Scharen abgezogen und haben sich in der Altstadt versammelt. Es sind Tausende. Auch Zivilisten sind darunter.« Er öffnete das Fenster einen Spalt und trat zur Seite. »Hören Sie!«

Ein dünner, hoher Ton wurde von der Altstadt zu ihnen heraufgetragen: Zehntausend Stimmen hatten sich zu einem einzigen Schrei der Klage und der Verzweiflung vereint. »Was bedeutet das?«, fragte sie erstaunt, während er das Fenster wieder schloss.

»Das weiß bisher niemand! Aber vor ein paar Minuten hat uns die Jewish Agency mitgeteilt, dass jetzt der richtige Augenblick sei, einige der weniger kritischen Fälle aus dem Krankenhaus zu evakuieren.« Er warf einen Blick auf Tikvah, die zufrieden ihre Händchen betrachtete. Ihr Atem ging nun ruhig und ohne das furchtbare Rasseln, das sie beinahe das Leben gekostet hatte.

»Kann ich sie schon mit nach Hause nehmen?«, fragte Rachel hoffnungsvoll.

»Wenn die Straße tatsächlich offen sein sollte ...«, erwiderte der Arzt, »wenn die Araber in der Altstadt beschäftigt sind, sehe ich keinen Grund, warum sie nicht entlassen werden sollte. Und das mit meinem Segen. Auf jeden Fall dürften wir wohl bald Gewissheit darüber haben, ob die Araber die Straße durch Sheik Jarrah tatsächlich unbewacht gelassen haben oder ob es sich dabei nur um ein Gerücht handelt.«

»Fahren Sie auch mit, Dr. Rimsky?«

Sein Gesicht wurde unversehens wieder ernst und er presste

nachdenklich die Lippen aufeinander. Schließlich antwortete er: »Nein. Nein. Ich glaube nicht. Einige von uns müssen bleiben. Dies ist sicher nur die Ruhe vor dem Sturm. Nur eine ruhige Phase, bevor uns der nächste Schlag trifft, wenn Sie verstehen, was ich meine. Nein, Frau Sachar. Ich werde nicht mitfahren. Es wird in den Bergen ganz bestimmt noch zu weiteren Kämpfen kommen. Und dann werden hier Ärzte bitter nötig sein. Freiwillig reise ich jedenfalls nicht ab.«

Plötzlich schaute er erschrocken auf seine Armbanduhr, nach Art eines Mannes, der in Eile ist. »Oh, ich muss gehen. Ich muss noch meine Visite beenden.« Er zwinkerte verlegen, und fügte gleichsam entschuldigend hinzu: »Trotz alledem muss das Leben ja weitergehen, nicht wahr?«

Gleich darauf war er verschwunden und Rachel war mit Tikvah und ihren Gedanken allein.